

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Im Zeichen Zeppelins. A. v. Freydorf, geb. Freiin von [Cornberg]

[urn:nbn:de:bsz:31-337537](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-337537)

Im Reichen Bepfelins.

A. v. Freybof, geb. Frein v. Cronberg.

Das Lehm und glücklich und ohne Regen in die Scheune gekommen, die Kartoffeln eingehernt und auch über die Aepfel- und Birnenernte konnte man sich dies Jahr nicht beklagen, die Bäume hatten ihr Bestes getan, so sahen nach getaner Tagesarbeit die Leute des kleinen Dorfes, hoch oben im Schwarzwald gemüthlich vor ihren Häusern, die Frauen mit dem Stricktrumpf oder mit dem dort üblichen Strohgeflecht, während am Trog des immer fließenden Dorfbrunnens die von der Weide heimgelehrten Kühe ihren Durst löschten, um dann jede für sich in ihren Stall zu trotten. Nur eine schöne Simonswälder blieb unchlüssig stehen, mühend und den Kopf nach allen Seiten wendend. Sie war erst seit kurzen Tagen angekauft und wußte ihren Weg noch nicht.

„Wo numme die Armgard bleibt?“ sagte eine der Frauen.

„Die isch wie ausgw'wechselt, seit der Vatter tot isch,“ gab die Nachbarin zur Antwort. „S' isch awer nit desentwege, denn dem alte Daniele isch e guter Tag g'sehen, daß en der lieb Herrgott von seim Glend erlöst het, wisset, Nachbarin, 's isch halt wegen sellem, wo vor zwei Joßr zum Militär g'mußt hot. Von unsere Burische hot sie alleweil nix wisse welle, weil ihr's der Gesell antan hot. Un no hot se als immer denkt, derfell kām nach der Militärzeit wieder und helf ihrem Vatter in der Schlosserei. Jetzt, wo der alt Daniele g'schorbe isch un e Andrer d' Schlosserei kauft het, isch's halt mit all dem nix und der Heiner wird sich wohl au nimmer sehne lasse. Aber i glaub facht, mer sollt die Scheckekuh heimführe, d' Armgard steht wohl drauß an der Landstraße und wart, weil d' Reservische in dene Tage heimkomme müsse, d' Wandber sin jo vorüber, do denkt se wohl von einem oder dem andre was zu erfahre von ihrem Heinerle.“

Eben wollte die Sprecherin aufstehen, um die verlassene Kuh ihrem Stalle zuzuführen, da, mit fliegendem Halsband und fliegender Schürze, kam vom andern Ende der Dorfstraße ein junges Bauernmädchel gerannt, am Arm einen Tannenzweig, daran einige Herbstblumen geflochten waren; eilig sagte sie das Halsleder der Kuh, daran die Glode hing, und zog das Tier mit kräftiger Hand in die Seitengasse. Erstaunt sahen die Leute ihr nach: „Na, was isch denn da los?“ hieß es, denn die Ruhe der Gasse war mit einemmale gestört.

Jetzt stürzte das Mädchen wieder aus dem kleinen Haus der Seitengasse, den Kranz hatte sie drin gelassen, nur ein paar Blumen trug sie noch in der Hand. Mit dem freudigen Ruf: „Sie komme, sie komme,“ flog sie an ihren Dorfgenossen vorüber, der Seite zu, wo die Landstraße nach der, eine Wegstunde entfernten Eisenbahnstation führte.

Was das Wort: „Sie kommen“ bedeutete, hatten alle verstanden, denn das Dorf hatte drei Mili-

tärpflichtige gehabt, mit dem Schlossergefellen, der aber ein Württemberger war, sogar vier. Die Armgard hatte halt wieder einmal Posten gestanden an der Berghalde, so hatte ihr scharfes Auge erkannt, daß diesmal der Abendzug mehr Leute denn gewöhnlich gebracht: das mußten die heimkehrenden Dorfsöhne sein! Ihr nach folgte nun ein ganzer Schwarm Bäuerinnen und Männer, Mädels und Kinder, den Kommenden entgegen.

Je näher Armgard den lustig daher Wandern den kam, desto mehr verlangsamte sich ihr Schritt: denjenigen, den sie suchte, erkannte sie nicht darunter. Aber die Andern hatten sie erkannt, und jubelnd eilte man ihr entgegen. Richtig, es waren nur die drei Dorfsöhne und einige Freunde, die aus dem nächsten Nachbarort, wo die Heimkehrenden einen Zug überschlagen hatten, ihnen das Gleite gaben.

„Un wo isch denn der Heiner? isch er nit mit Euch gefomme?“ fragte Armgard. Es sollte den klingen, aber man hörte ihr doch die Enttäuschung an.

„So, für den sin wohl die schöne Blume?“ neckte sie der eine. „Gib sie lieber uns, die könne wek werde, bis der kommt; er sitzt noch immer bei der schöne Traubewirtstochter in Denglinge.“

„Wo?“, fragte sie gedehnt, „drübe in Denglinge? do isch er doch sonst nit hin!“

„Er hot halt g'hört, daß bei Euch mit der Schlosserei nix mehr isch, derno hot er sich dort um Arbeit umseh'n welle“, wurde ihr zur Antwort gegeben.

Jetzt kamen auch die Vordersten der entgegensehenden andern Dorfteute in Sicht, die Heimkehrenden sprangen rascher vorwärts und in der allgemeinen Begrüßung merkte niemand, daß die

Schlosserstochter weit zurück gelieben war. Sie schritt der Landstraße entlang, wo nicht weit entfernt von der letzten Dorfscheune eine kleine Marienkapelle am Wege stand. Dort erleichterte sie ihr Herz in innigem Bittgebet. Lange schon hatte sie gekniet, als die Klingel eines Radfahrers ertönte und sie aufspringen ließ, sie meinte den Ton zu kennen. Rasch trat sie heraus, da fauste er auch schon herbei und wäre ohne ihren Aufschrei wohl vorüber gefahren. Nun aber bremste er, hatte es nicht „Heiner, Heiner“ durch die Dämmerung geklungen. Ja, dort unter der Kapellenforte stand eine, die er kannte: „Armgard, Du?“ Klang es ihr jetzt jubelnd entgegen, und da lagen sie sich auch schon in den Armen, in des unerwarteten Wiedersehens herzinniger Freude.

„I hab scho g'meint, Du kommst nimmer zu uns, wie die Andern heimkomme sin, ohne Dich!“

„I hab ja g'wußt, daß Dei Vatter, mei guter, alter Meischter, nimmer lebt, un mit der Schlosserei bei Euch doch nix mehr isch. Denn der Guber-Schlosser, der Euer Sach kauft hat, isch mer



„Armgard, Du?“

verfeindet un läßt mi nit an, Du weisch wohl warum. Drum hab i denkt, i seh mi emol in Denglinge um, des isch doch uf der Näh. Aber 's isch auch nix; beim Schlosser dort isch der Sohn, der braucht fei Geselle. No muß i halt doch weiter wandre. Aber sehn hab i Di doch vorher wolle, drum hab i mei Rad von der Bahn g'holt un hab denkt, no radel i heut Abend an Deim Fenschter vorbei, wenn alle Andre im Wirtshaus sin; derno kann i Dir noch verzähle, wir mir's gange isch, un „Wüet Gott un Auf Wiederseh.“ sage, un radel dann die Nacht noch bis uf Billinge, vielleicht isch dort Arbeit für mich; des isch dann auch nit zu weit!“

„Seut Nacht willsch Du noch fort! Rein, nein; d' Mutter hat Di ja noch gar nit b'grüht, un Dei G'selle-Stüble isch allweil noch gericht in unserm Haus.“

„I weiß wohl, daß Dei Mutter mir immer gut g'sinnt g'weie isch, aber 's hat fei Wert grad jetzt, lang ohne Arbeit herum zu ziehn. Wer frei isch vom Militär geht wieder in d' Arbeit, derno komm i zu spät.“

„D, so ein Tüchtiger wie Du einer bißcht, sind überall Meischter, die froh um ihn sin!“ rief sie und schmiegte sich fest an seinen Arm. „Bilinge isch aber zu weit, wenn's nur näher sein könnt!“ seufzte sie.

„S isch eins, fern oder nah,“ meinte er, „gut bleibe tun mer uns doch, gelt mei Armgardle, un wenn einer nur recht schaffe will, wie i, no bringt er's auch zu was. Wenn i nur sicher bin, daß Du warte kannsch, nachher wüßt i schon etwas.“

„Was isch denn?“ fragte sie neugierig.

„Na, i will Dir's grad heraus sage, un hernach tu i des, was Du meinsch. Wenn's in Bilinge nix isch, wie i facht glaub, derno Du weisch doch, i bin e Schwob un bin von Stugert derheim. Un Du weisch auch, daß i Bursch g'weie bin bei nem Herrn Oberscht, dies leht Johr. Na, un des war e gar guter Herr, un zufriede isch er auch mit mir gewese, weil i ihm all sei elektrische Klingele un Lampe hab in Ordnung halte könne. Sein Frau Tochter, die isch aber verheiratet an so ein von de reiche Herre in Stugert, wo zu de Motor-Fabrik gehört. Die war als zu Besuch bei uns in ihrem Auto, na, da isch halt mal was vorgekomme mit dem Chauffeur, daß sie ihn habe wegjage müsse, da hat der Herr Oberscht befohle, daß i des Ding, des Fahre auch lern . . .“

„Du kannsch Automobil fahre?“ unterbrach sie ihn ganz erstaunt.

„Deswege, un weil der Herr Oberscht mir sehr wohl will, hat er mir angetrage, daß er mir gern ein gutes Zeugnis ausstellt und bei seinem Schwiegerjohn für mich spreche will, wenn i in die große Fabrik dort bei Cannstatt eintrete wollt.“

Er schwieg und erwartete ihre Antwort. Sie aber blieb stumm. Er schob sein Rad mit der einen Hand, den andern Arm hatte er um ihr Nieber gelegt, unter dem der blaue Bauernrod saltig hervorlam. Als ihre Antwort immer noch ausblieb, hemmte er den Schritt, ließ sie los und hob ihren schönen Kopf in die Höhe. Da sah er zwei schwere Tränen die Wangen hinunter gleiten und auf das weiße, selbstgesponnene, grobe Hemd herunter fallen, das unter dem blumengestickten Halskoller und dem bunten Halstuch hervorah.

„Ja Armgardle, jetzt weinsch scho, un i hab jo noch gar nit g'sagt, daß i sell tu. I bin doch grad hieher komme, um zu sehn, ob i nix hier in der

Näh' krieg; meinsch, i tu ebbes, was Dir nit recht isch, nur wenn i gar nix find . . .“

„Un meinsch, i wollt Di hindre an Deim Fortkomme? S isch numme der Gedanke so auf's erscht: Stugart isch doch g'wis gar so weit; i weiß noch gar nit einmal, wo des nur isch. Aber hin mußsch, sell sag i selber, wenn Dir so ebbes boten isch, bin i die Letscht, wo Dir nit zurede tät. Un daß mir warte müsse, sell hab i alsfort denkt, seitdem der Vatter tot isch.“

Sie waren am Dorfe angekommen. Man hörte das Gejohl aus dem Wirtshaus: sie sangen „den Reserveremann“, ihn aber lockte es nicht. „Die Nacht wird mondhell,“ sagte er, „Nun leb wohl — mein Armgard, mei herzig, lieb's Armgardle. S isch besser, i fahr jetzt glei zurüd an d' Bahn, un nehm de erscht Zug morgte früh.“

Davon aber wollte Armgard nichts wissen: „D' Mutter mußcht erscht noch begrüße, sonst glaubt se mir's nit, daß Du dageweie bißch. Un nachher läßt se mer fei Ruh, von wege dem Köhlewirt . . . weischt; g' Nacht hach ja au noch nit gesse, komm rein.“

Mehr als ihr Wort tat ihr bittendes Auge; so blieb er denn nur zu gern; schlief noch einmal in seinem alten Gefellenjüßchen, wo er so glückliche Tage verlebt hatte und wo er auch heute wieder träumte von einer glücklichen, wenn auch noch ferneren Zukunft, an der Seite seiner herzlieben Braut.

Früh vor Sonnenaufgang aber schon, standen die zwei zusammen am kleinen Hügel, der mit weißen Asten bepflanzt, das schlichte Holzkreuz trug, mit dem Namen von Armgard's Vater. Sie standen Hand in Hand und gelobten sich noch einmal feste unverbrüchliche Treue.

Dann schied er von ihr.

* * *

So war er Untertürkheim und wieder in Brot und Arbeit; der Anfang war gemacht zum Ziel, das er erreichen wollte. Wäre er ein gewöhnlicher Arbeiter gewesen, wie die meisten seiner Genossen, so hätte er zufriede sein können. Aber er wollte vorwärts kommen, höher hinauf, mehr lernen von dem, was ihm bis dahin noch fern gelegen hatte, und dazu brauchte es der fleißigen privaten Nacharbeit, neben der ermüdenden körperlichen tagsüber in der Fabrik. Er hatte Wohnung genommen in einem der Fabrikwirtschäuser; im Frühling aber zog er um. Weit hinaus auf der Landstraße nach Stuttgart zu, da hatte er ein kleines niedliches Haus gesehen, umgeben von wohlgepflegtem Garten.

Als er die Gartentüre öffnete und sein Rad an den rosenüberwucherten Zaun lehnte, strömte ihm ein Duft von Jasmin und Flieder entgegen, daß ihm ein Wohlgefühl ankam, als sei er plötzlich aus niedern ruhigen Alltagsräumen in ein Paradies versetzt. Langsam schritt er der Haustüre zu. Da kam ihm ein stattliches Mädchen entgegen:

„Gewiß haben Sie die Tafel am Fenster gesehen und wollen das Zimmer mieten?“

„Ich fürcht, es wird zu teuer für mich sein,“ gab er gleich seinem Zweifel Ausdruck.

Ehe sie auf diese indirekte Frage Auskunft erteilte, suchte sie zu erforschen, wer er sei, wo er bis jetzt gewohnt, und welches seine Bekannten seien.

„Wenn ich's nehme kann,“ sagte er, glaubend, ihre Absichten zu erraten, „dann zahl i im Voraus.“

Sie errödete sichtlich, sagte: „O, es ist nicht wegen dem! Aber ich will meine Tante wegen des Preises fragen.“

Damit sprang sie die Stiege herauf, kam nach kurzer Zeit wieder herunter, um einen Preis zu sagen, der gar nicht so unerschwinglich war, wie der sparame Heinrich gefürchtet hatte, und was er mehr brauchte, als in seiner jetzigen Dachkammer, das wog ihm die Ruhe zu fördernder Arbeit reichlich auf. In einer Minute hatte er das überlegt, und stimmte freudig zu.

Sie lächelte: „Tante meinte eben: wenn Sie immer vorausbezahlen wollten, dann könnten wir schon mit dem Preis etwas herunter gehn; und mich freut's auch, einen ordentlichen Mieter zu bekommen, denn ich habe mich zu viel mit den Andern gegergert.“

Er zählte gleich einen Teil des Geldes auf den Tisch und sagte lachend dabei: „Nun, ärgre solle Sie sich mit mir g'wis nit, i will nur mei Ruh, wenn i von der Fabrik heimkomm, un glei morge ziehg i bei Ihne ei.“

Damit nahm er Abschied, und merkte nicht, daß die Glotzäugige unter ihrer Haustüre stehen blieb, um dem gutaussehenden jungen Mieter nachzublicken, bis er an der Straßenecke verschwunden war.

Er hatte wahrlich einen guten Tausch gemacht. Seine abendlichen und sonntäglichen Studien gingen hier viel leichter und rascher voran, und wenn ihn dann Fräulein Paula, die schöne Nichte der Hausbesitzerin, Sonntag Nachmittags einmal einlud, mit ihr und der alten Tante zusammen in der Gartenlaube den Kaffee und ein Stück selbstgebackenen Kuchen zu nehmen, so war das für ihn eine solche Erholung, daß er dann um so frischer bis tief in die Nacht arbeiten konnte. Aber es waren nicht nur Fachstudien, die er dann betrieb, Zeichnungen von Maschinen, Berechnung von Triebkraft der Motoren: gar oft gönnte er sich die Zeit zu einem Brief an seine Armgard, ihr die endlose Zeit des Wartens zu verkürzen. Wenn sie auch nur selten antwortete, denn aus ihrem Dorfe gab's nicht viel zu erzählen; und daß sie treu war, das wußte er ja. Doch eine um so größere Freude war es für ihn, wenn er die ungelassenen Züge ihrer Handschrift auf dem Couvert erkannte. An solchen Tagen war er aufgeräumter

als sonst, das merkte Fräulein Paula wohl, wenn sie ihm im Hausflur begegnete, was häufig geschah, weil auch sie fast um dieselbe Zeit wie er von ihrem Kontordienst, in einem nicht allzuweit gelegenen Geschäft, heimkam. Freilich, daß sie es einzurichten wußte, an nächstgelegener Straßenecke zu warten, bis sie ihn von weitem kommen sah, daran hatte er nie gedacht. Auch hatte er ja kein Gehl daraus gemacht, daß er versprochen war, und sie selbst war schon öfters so freundlich gewesen, ihm seine Briefe morgens zum Schalter mitzunehmen, der an ihrem, und weitab von seinem Wege lag.

So waren die Frühling-, die Sommermonate vergangen; ein Jahr bereits verstrichen, seitdem Heiner in der Fabrik eingetreten war; aus der Schlosserwerkstatt war er, dank seinem rasilosen Eifer, seiner ungemeinen Geschicklichkeit und seinem Verständnis für die Sache, bald in die Motoren-Abteilung gekommen; seine ganz besondere Aufmerksamkeit aber galt der Zusammenfügung der Automobile, deren Prüfung und in Betriebsetzung. Durfte er seine Chauffeurkenntnisse doch auch öfters verwerten, wenn Direktor Karstens, sein besondrer Gönner, ihn sich ausbat, für die Instandsetzung und Lenkung seines Mercedes.

Einmal auch wurde ihm eine ganz besonders freudige Ueberraschung, als er telephonisch bestellt war, um den Herrn Direktor aus seiner Stadtwohnung in die Fabrik abzuholen, und nun auch der Schwiegervater desselben, der alte Oberst, aus dem Hause trat. Der reichte ihm gar freundlich die Hand, sagte ihm, wie er sich freue, so viel Gutes von ihm gehört zu haben und meinte scherzend: „Da kann man wohl bald auch sein schönes Schwarzwaldlieb heimführen.“

„Ja, wenn der Herr Oberst ein gnädig Wort einlegen wollte, daß i bald Monteur würde!“ wagte Heiner zu erwidern, worauf Herr Karstens lachend antwortete: „Freilich, wenn man solchen Fürsprecher hat und nebenbei einer unserer tüchtigsten Arbeiter ist, läßt sich schon davon sprechen, aber Gerechtigkeit muß sein auch gegen die andern und alles hat seine Zeit. Vielleicht heut über's Jahr!“

„Heut über's Jahr!“ so fing diesmal Heiners freudiger Brief an sein „schönes Schwarzwaldlieb“ an, wie der Herr Oberst sie genannt hatte. Es war



Graf Zeppelin.

ein jubelnder Brief gewesen, den er gleich dieselbe Nacht noch geschrieben, und den Fräulein Paula auch, wie gewöhnlich, eingeworfen hatte. Ganz ungewöhnlich lang waren von Armgard keine Nachrichten mehr gekommen, um so mehr hoffte er diesmal, daß auch sie ihm ihre Freude für so gute Aussichten nun gleich schreiben werde. Aber auch das geschah nicht, er schrieb dringend; ... keine Antwort, keine mehr. Da nahm er die letzten Briefe zur Hand, die freilich nun auch schon Monate alt waren. Sie hatten ihn bei ihrer Ankunft stets so erfreut; jetzt bei wiederholtem Lesen glaubte er zu bemerken, daß sie viel kälter als früher seien, und da in dem einen stand da nicht, wie sehr die Mutter ihr wieder zuredete, doch nicht vergebens auf den Heiner zu warten und so geschickt zu sein, dem Köhlewirt ihr Jawort zu geben. ... Ja, nun war es gewiß, sie war diesem Räte gefolgt, war aber zu feige, ihm die Wahrheit zu gestehen. Es waren qualvolle, fürchterliche Tage für ihn, als er zu dieser Erkenntnis kam. Nur das eiserne Pflichtgefühl, die strenge Erfüllung seiner Arbeit rettete

ihn vor Verzweiflung In jenen Tagen kamen zum Glück auch besonders viele Aufträge, es mußte sogar Nachtarbeit geleistet werden, so blieb ihm nicht viel Zeit, über seine eigenen Sorgen nachzudenken, aber er dachte daran, wenn wieder mehr Lust, einmal Urlaub zu nehmen und selber nachzusehen, wie denn die Sachen drüben im

Schwarzwald eigentlich für ihn ständen.

Mittlerweile war Weihnachten und Neujahr herangekommen, auch da kein Wort, keine Silbe, nicht einmal eine Neujahrstorte; Heiner hatte nicht verweigern können, den Silvesterabend mit seinen Hausleuten zu verbringen, denn diese waren für ihn von einer ganz besonderen Aufmerksamkeit und ihm entging nicht, wie gerade jetzt, wo er oft so sehr verstimmt und gereizt war, Fräulein Paula ihn fast wie einen Kranken behandelte, mit dem man Rücksicht haben muß, sie verdoppelte ihre Sorge um ihn, und was er ganz besonders angenehm empfand: sie fragte ihn gar nicht nach der Ursache seiner Verstimmung, tat nicht dergleichen, als ob sie irgend etwas vermute und fragte ihn überhaupt nicht mehr nach seiner Braut. Auch am Silvesterabend war nicht davon die Rede, da noch einige andere Fabrikangehörige, gute Bekannte seiner Hausleute, da waren, wurde hauptsächlich viel von dem gesprochen, was in der Daimier-Fabrik jetzt alle am meisten interessierte: von den Motoren, die für das neue Luftschiff des Grafen Zep-

pelin hergestellt wurden. Und als die Mitternachtsstunde kam, war es Heiner, der vor allem andern ins neue Jahr hineinrief: „Mög's dem Luftschiff, das der Graf jetzt wieder in Manzell baut, mit unsre Motore einen vollen Sieg bringe!“

Dann aber, wie er wieder allein in seinem Zimmer saß, dachte er weder an Zeppelin, noch an Luftschiff, noch Motore, sondern an sein ungetreues Schwarzwaldlieb, setzte sich nieder und begann einen langen, ausführlichen Brief an Armgard, sie zur Rede zu stellen, und sie endlich um Erklärung ihres monatelangen Schweigens zu bitten. Fast bis zum Morgen hatte er geschrieben, und da er bei den qualenden Gedanken doch keinen Schlaf finden konnte, war er noch hinausgegangen, seinen Brief zum Postschalter zu bringen, damit er noch mit diesem Neujahrstage befördert würde.

Und wiederum vergingen Tage, ja zwei Wochen ohne Antwort. Dann aber, während früher die wenigen Briefe, die er bekommen, im Haus abgegeben und ihm von Fräulein Paula auf den Tisch gelegt worden waren, begegnete ihm heute zufälligerweise der

Briefträger selbst, als er in seine Straße einbog und hielt ihn an, um ihm einen mit verschiedenen Aufschriften bedeckten Brief einzuhändigen und zu fragen, ob er der richtige Empfänger für denselben sei. Erstaunt nahm Heiner das Schr.iben; es war sein eigenes, zurück, mit dem Postvermerk: „Adressat verzogen, unbekannt wohin“



Zeppelin über Konstanz.

Dann war es von der Postverwaltung geöffnet worden, um den Absender zu ermitteln, so erklärte ihm der Postbote noch im Weiteren. Völlig verständnislos starrte Heiner auf das Schreiben in seiner Hand. Nun war alles aus, sie war fort, ohne ihn auch nur wissen zu lassen, wohin. Was nützte es da auch, wenn er hineinreisen wollte; ihr nachlaufen durch die Welt konnte er doch nicht; so bemächtigte sich seiner ein unendlicher Groll gegen alles Weibliche, wovon auch Fräulein Paula nicht ausgeschlossen war, gegen die er vorfärg und unfreundlich wurde, was sie aber auch nicht zu bemerken schien, sondern im Gegenteil nur aufmerksamer seine Bedienung besorgte und wohl bei sich dachte, er wird schon wieder anders werden mit der Zeit.

Er stürzte sich nun ganz und gar in die Arbeit, dachte und kümmerte sich um nichts andres, als um seine Werkzeuge, seine Maschinen, seine Motore und um das, was jene Monteure erzählten, die ab und zu nach Friedrichshafen und in die Luftschiffhalle bei Manzell entsandt wurden und nach der

Rückkehr nicht genug über das Wunderwerk des greifen Grafen berichten konnten. So vergingen die Monate und es schien, als verarne die Herzogswunde Heiners, die Armgarths Treulosigkeit und Verlust ihm geschlagen hatte. Das aber verdankte er hauptsächlich seinem unermüdbaren Fleiß und der hohen technischen Bildung, die er sich mit der Zeit angeeignet hatte, denn nun, lange vor der Zeit, wo er eigentlich darauf hätte hoffen dürfen, war er nicht nur Monteur, sondern sogar der leitende verantwortliche Werkmeister in der Abteilung, in der die Motore für Zeppelin angefertigt wurden. Doch kam da gar oft neben der Arbeitsfreudigkeit ein gar bitteres Gefühl über ihn: jetzt war er so gestellt, daß er wohl daran denken durfte, einen eigenen Hausstand zu gründen. . . „Aber fort mit den unnützen Gedanken!“ Das war dann immer wieder das Ende vom Lied.

So kam der Sommer heran.

Die Kunde von Zeppelins wunderbarem Aufstieg und der Fahrt nach Mainz, welche für einen Augenblick alles und jedes andre Interesse still steht und in den Hintergrund treten ließ, auf dessen telegraphisch einlaufende Nachrichten die ganze gebildete Welt wie in atemloser Spannung lauschte, mußte natürlich da, wo die Motore zu seinem Ballon hergestellt waren, in der Daimler-Fabrik, den einzigen und alleinigen Gesprächsstoff bilden, vom höchsten Beamten bis zum letzten Lehrbuben. Auch der Heiner stand gegen Abend des 4. August inmitten einer von Minute zu Minute sich mehr anhäufenden Gruppe von Arbeitern, um das eben ausgegebene Telegramm vorzulesen, das von der unvorhergesehenen aber glücklichen Landung bei Oppenheim vor Mainz Kunde gab.

„Also kommt er heute doch nicht mehr über Stuttgart zurück! . . . Was nur geschehn sein mag? Er hat zeigen wollen, daß er auch wo anders landen kann, als nur in Manzell . . . Hat vielleicht ein Motor versagt? . . .“ So schwirrten die Stimmen durcheinander. Auf den letzten Ausruf aber erhob Heiner entschiedenen Widerspruch, daß alle Zweifel schweigen mußten: „Motor versagt! Unsere Motore! Unmöglich! dafür können mir hier einsehe, daß an denen kein Versage ist.“ Wohl konnte Heiner so zuversichtlich sprechen, war er doch selber Oberaufseher bei der Arbeit an diesen zwei Motoren gewesen.

In der Frühe des andern Tages fuhr Heiner als Chauffeur seines Direktors gerade in Stuttgart ein durch die, erst von Milch- und Marktleuten und von den Straßenfegern belebten Plätze, als plötzlich, wie sie am Königsplatz vorüber kamen, eine Stimme von hoch oben aus den Dachluden herunter rief: „Zeppelin! Der Zeppelin kommt! Hurra!“

Wie sich der Ruf fortpflanzte, gleich hundertfach und tausendfältig von unten aufgenommen! Ein Nennen begann nach den höher gelegenen Straßenzügen. Die Fenster wurden aufgerissen, verschlafene Gesichter schauten neugierig heraus, und bald öffneten sich die sonst bis spät verschlossenen Haustüren, die Menschen stürzten heraus, alles schaute nach oben und raste dann dahin, wo man am besten zu sehen glaubte. Heiner hatte das Auto die Marienstrafe hinauf gefahren auf die Strafe nach Degerloch. . . Da schwebte er auch schon heran, der stolze Silberaar, in ruhig sicherer Fahrt, gegen einen mäßig starken Südwestwind ansteuernd. Unbeschreiblich war der Jubel, der alle Straßen füllenden Volksmenge, brauende Hurrarufe und Hochs ertönten. Dazwischen mischte sich das Geläute der Glocken, der Donner der das Luftschiff begrüßenden Kanonen. Ueber eine Stunde lang flog es so, alle möglichen Lenkmanöver ausführend, über der Vaterstadt Weis über die Berge nach Süden hin, und entschwand den Blicken.

Herr Karstens war zurückgefahren in die Stadt, ein Frühstück einzunehmen und das weltgeschichtliche Ereignis mit Freunden zu besprechen, als Heiner zu den Herren herein kam mit einem Extrablatt, durch das gemeldet wurde, daß Zeppelin auf den Fildersfeldern bei Echterdingen gelandet sei; da sprang alles auf. Zwei von den Herren bestiegen auf Einladung Karstens das Auto, die andern eilten nach der Bergbahn.

Zug folgte auf Zug. Als die Autofahrer antraten, umstand schon eine unzählbare Menschenmenge in weitem Kreise das majestätische, riesengroße Wunderwerk. Es war ein großartiger, über-

wältigender Anblick. Wie brausender Donner ertönte immer von neuem das begeisterte Hochrufen: war doch die Landung, die erste auf festem Boden, glatt und vollkommen geglückt. Und nun lag der Riesenluftsegler still und bewegungslos, seine Flügel, seine Propeller ruhten aus von der langen sieghaften Fahrt.

Da rückte auch schon Militär heran, Korodon um das Luftschiff zu ziehen. Es hieß: der Graf liege noch in der Gondel, um eine kleine Raft zu halten. Das aber war fast unmöglich bei den immer erneuten Hurrarufen der jetzt auf Hunderttausende angewachsenen Menschenmenge.

Herr Karstens war ausgestiegen und näher an das Luftschiff herangegangen, da ihm als einem Vorstandsmitglied der Daimler Werke der Weg überall hin offen stand. Kaum hatte ihn einer der Monteure erblickt, als er auf ihn zu eilte, um zu sagen, daß man grade nach Untertürkheim telegraphiert habe, damit Arbeiter geschickt würden zur Reparatur des einen Motors.



Graf Zeppelin fünfte Fahrt nach Zürich.

Alsogleich ließ der Direktor Heiner absteigen: „Da gebe ich Euch den besten, den ich habe. Und nun, Heiner, zeigen Sie Ihre Kunst: es ist ein Defekt am Motor.“

„Also doch!“ rief Heiner erschrocken. „Wie ist das möglich? Auch Herr Karstens verlangte eine Erklärung, um so mehr, als er in die Fabrik telephonieren wollte, um die nötigen Ersatzteile und noch einige Arbeiter zu requirieren.“

„Es ist nur eine Kleinigkeit, die fehlt,“ erklärte der Monteur, aber wir hätten doch nicht mehr bis nach Manzell fahren können, deswegen landete der Herr Graf hier, wo wir in der Nähe der Dammwerke sind. Infolge der großen Höhe, in der wir in der Nacht gefahren sind, ist nämlich das Schmieröl dickflüssig geworden, auch der Bergaser selbst hatte Eis angefestet. Da ist denn die eine Lagerchale der Schubstangen ausgehmolzen.“

„Warum sind Sie denn in solche Höhe gefahren?“ fragte Heiner.

„Der Herr Graf glaubte,“ erwiderte der Monteur, „in den höheren Luftschichten günstigeren Wind anzutreffen, wir mußten aber das hohe Aufsteigen mit bedeutendem Gasverlust bezahlen; die Folge davon war, daß die Motore nicht allein die Fortbewegung, sondern auch einen Teil des Auftriebs bewerkstelligen mußten, wodurch sie natürlich über Gebühr in Anspruch genommen wurden.“

„Nun bin ich doch froh, da habe sie ihre Arbeit doch getan,“ triumphierte Heiner, und freudig begleitete er den Monteur zu der Stelle, wo man den Motor aufs freie Feld geschafft hatte.

Mittlerweile war es Mittag geworden. Wieder ertönten brausende Hochrufe, denn der Graf hatte eben die Gondel verlassen und fuhr im Auto nach der Post, um den Seinen selbst über das glückliche Gelingen der Landung Nachricht zu geben und sich im Gasthof zum Hirschen zu stärken, für die noch kommende Heimfahrt.

Man hatte das Luftschiff gut verankert. Außerdem waren über 80 Mann Soldaten an den Tauern, für mehr wäre auch keine Möglichkeit gewesen.

Bewundernd stand die tausendköpfige Menge umher, als auf einmal einige Stimmen laut wurden: „Dort hinten bei Bernhausen geht ein Regenschauer nieder.“ Andere meinten, es sei aufgewirbelter Staub. Aber noch war man sich nicht recht klar, als auch schon, fast urplötzlich, ein söhntiger Sturm über die Felder daher brauste, als wolle er alles mit sich fortreißen, was sich entgegenstemmte. Wie ein atemloses Stillstehn des Herzschlags lag es über der erschrockenen Menge, dann ein allgemeiner kreischender Aufschrei: der Anker war herausgerissen, das Luftschiff, vom Sturm erfasst, wurde gewaltig fortgerissen, schon zog es die haltenden Soldaten mit in die Luft, da ertönte der Kommandoruf: „Loslassen!“ und nun schwebte das schöne Fahrzeug leicht und elegant dahin, hinauf in sein Element. Ein einziger Mann der Be-

satzung war darin geblieben, man sah ihn jetzt über die Brücke eilen. Die Menschenmenge auch setzte sich in Bewegung, dem entweichenden Luftschiffe nach, man suchte die Tauer zu erfassen, umsonst — da senkt sich die Spitze des Schiffes plötzlich, doch der Ballon streift an einer Gruppe von Bäumen vorüber — da — ein Riß in die Hülle, zu gleicher Zeit stößt die Spitze auf dem Boden auf — eine schwache Detonation, eine Stichflamme springt hervor, es folgen noch ein paar Detonationen, während eine dicke riesige Rauchsäule das ganze herrliche Wunderwerk mit undurchsichtbarer Wolke einhüllt; als diese der brausende Sturm fast im selben Augenblick zerweht, ist das Luftschiff gewesen, nichts mehr übrig, als ein langgestreckter Laubengang, fein wie Silberfäden, das Ridelgerüst, auf dessen Boden sich, wie eine graue Raupe, ein Häuflein Asche langwegs hinzieht. Aus der Menschenmenge aber tönten Schluhen und Verzweiflungsschreie.

Da stürmt das Auto mit dem Grafen Zeppelein heran; zu spät — er hätte auch nicht helfen können, wenn er da gewesen wäre. Einer Marmorsäule gleich, unbeweglich, stand er einen Augenblick da, die ganze große Menschenmasse fühlte den lähmenden Schreck, die Trauer um den grausamen Schicksalsschlag, die Vernichtung eines Lebenswertes mit ihm. Da aber ebenso plötzlich, kam es über die, dem Grafen am nächsten Stehenden wie Erlösung. Er, der Ersfinder lebte ja, die Idee war gerettet, und ihr Sieg war der Vernichtung des Wunderwerkes voraus gegangen. In diesem



Augenblick ward man sich erst bewußt, welches Glück es war, daß der Graf nicht noch schlafend in der Gondel gelegen, daß ihm selbst kein Unglück zugestoßen und es überbraute den noch immer wütenden Sturm ein Heil, ein Hoch- und ein Hurra-Rufen, so allgemein, so tröstend, so ermutigend, wie es an diesem Morgen noch kaum gehört worden war.

Heiner war über Nacht in Echterdingen geblieben, die Motoren mußten einstweilen zurück in die Werkstatt nach Untertürkheim gebracht werden, vorher aber die Aufräumungsarbeiten an Ort und Stelle richtig geleitet und überwacht werden. Das konnte wohl einige Tage in Anspruch nehmen; darum hatte er an Fräulein Paula eine Ansichtskarte des verunglückten Luftschiffes geschickt, die ja gleich hinterher in Menge am Plage verkauft wurden, um ihr zu sagen, daß er vorerst nicht in seine Wohnung zurückkehre, und sie morgens keinen Kaffee für ihn zu kochen brauche.

Nach zwei Tagen aber war alles so weit, daß er nach Untertürkheim zurückkehren konnte, wo er eben auch wieder unentbehrlich war. Es war schon Abend, als er seine Wohnung betrat; Garten und Haustüre waren offen gewesen und da auch sein Zimmer unverschlossen, trat er ein, ohne von den Hausleuten, die offenbar nicht zu Hause

waren, bemerkt zu werden. Erwartet war er auch nicht worden. Das Zimmer war offenbar benutzt worden, Frauenkleider lagen unordentlich umher.

Was ihn jedoch am allermeisten befremdete, war, daß die Schieblade seines Arbeitstisches, die er, schon der Ordnung wegen, stets verschlossen hielt und zu der er auch jetzt den Schlüssel bei sich trug, halb offen stand. Er zog sie weiter auf: da lagen in Unordnung, wie wenn sie eben gelesen worden wären, die alten Briefe seiner Braut, die er sorgfältig zusammen gebunden hatte und zu unterst geschoben, um nicht immer wieder an die Treulose gemahnt zu werden. Noch stand er sprachlos vor so hochenloser Frechheit, als er vom Garten aus sprechen hörte, und durch das halb geöffnete Fenster die keifende Stimme der alten Tante Paulas erkannte.

„Lang genug haben wir gewartet, wenn er jetzt von dem Echterdinge heim kommt, un erklärt sich immer noch nit, so laß Di heimgelie mit Deine Heiratsausfichte; ich glaub nimmer dran, un lang genug hat er des Zimmers nu fahcht umefonscht gehabt, nur wege Dir.“ — „Tante!“ rief die andere Stimme leidenschaftlich, es war diejenige Paulas. „Tante, wart numme noch ein paar Woche, nachher bin i ganz sicher, daß er sich getrücht hat un endlt einmal mit mir anbandelt. Daß er mir nachher nit mehr außekommt, dafür kennst du mi doch!“

Starr stand Heiner hinter der Gardine seines Fensters. Daß ihn das Mädchen liebte und auf ihn hoffte, das wurde ihm nun auf einmal erst klar und mit raschem Rückwärtsdenken zeigte sich ihm ihre stete Dienstbereitschaft und nie verdrossene Freundlichkeit in ganz anderem Licht. Ja er war auch eben im Begriff, die Neugier, welche die durchstöberten Briefe bewiesen, in dieser Erkenntnis zu entschuldigen, als die Weiterführung des Gesprächs, dessen unbeabsichtigter Zuhörer er geworden, ihn in die allerhöchste Aufregung und Empörung versetzte. Die Frauen mußten auf der Bank nahe seinem Fenster Platz genommen haben, denn ob sie jetzt auch leiser sprachen, er verstand jedes Wort.

„Wenn die Geschicht mit dene Brief nit doch noch amal herauskommt!“ meinte die Alte. „Wer weiß, er braucht nume amal zufällig früher als gewöhnlich nach Haus zu komme, daß ihm der Briefträger in die Hand läuft, dann wird er Deine Unterschlagungen schon merke. Du fahcht ein sehr gewagtes Spiel getriebe, mich soll's wundere, wenn es zum Gute außschlägt!“

Da lachte Fräulein Paula triumphierend auf: „Freilich, Mut muß mer habe und auch ein bissel schlaun sein bei so was; aber schwer war's grad nit bei ihm, er war ja so vertrauensselig und hat mir die Briefe immer zu besorgen gegeben. Und nu hat's kein Gefahr mehr, seit Monaten hat sie nit

mehr geantwortet, also brauch ich auch ihre Brief nimmer abzufange. Wollt mer wette: ich hab gewonnen!“

Da hielt sich der Heiner aber nicht länger in seinem Versteck; er riß das Fenster vollends auf, schaute zornglühend in Erregung hinaus und rief mit vor Wut bebender Stimme: „Nein, Sie falsche, Sie hinterlistige Diebin, Sie habe verlore! und i kann Sie bei der Polizei verklage und werde das auch sofort tun!“

Kreisend waren die zwei Frauen aufgesprungen. Totenbleich stand die Schuldige da, aber sie verlor ihre Frechheit und auch ihre Geistesgegenwart nicht. „Daß ich verloren habe,“ sprach sie jetzt wieder in geziertem Hochdeutsch, „das seh ich, aber ich hab's ja nur aus Lieb zu Ihne getan; gehn Sie nur hin und verklage Sie mich, aber eh der Polizeidiener in's Haus kommt, sin all die Brief, die ich wohl aufgehoben hab, verbrannt.“

Da sprang er mit einem Satz zum Fenster heraus, ergriff ihren Arm und schüttelte sie, daß sie hellauf stöhnte: „Die Brief heraus, augenblicklich!“ rief er. Aber sie, trotz des Schmerzes, den er mit seinem festen Griff ihr versetzte, sagte in

zischendem Ton: „Die Brief sind gut versteckt, es wird sie auch bei Polizei nit finde. Nur wenn Sie hier meiner Tante in die Hand verspreche, uns nit unglücklich zu mache, un mich nit zu verklagen, dann bekommen Sie all Ihre geschriebene Brief, und auch die von Ihrer Braut.“

Heiner knirschte vor Wut; aber das Verlangen, die Briefe gleich zu bekommen, besiegte sein Rachegefühl.

„Augenblicks gebe Sie die Brief heraus,“

dann will i nichts mehr mit Ihne zu tun habe!“

Da machte sie sich los mit einem gewaltigen Ruck, sprang ins Haus und kam in kurzem wieder mit einem in Zeitungspapier eingewickelten Pack.

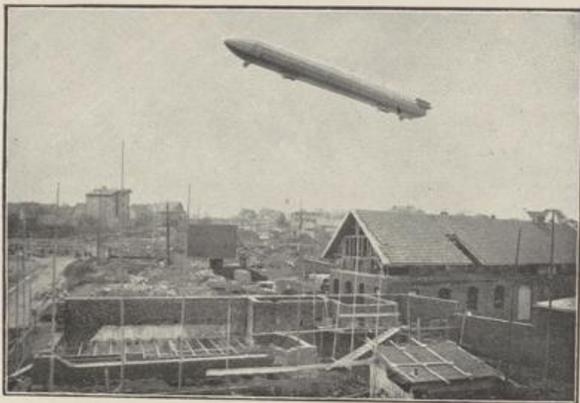
Er öffnete in Hast, da waren alle seine nicht abgeschickten Briefe, alle geöffnet, ebenso eine Masse anderer abgestempelter von seiner Braut.

„Sin es auch alle?“ fragte er finster.

„Sie könne sie ja zähle!“ gab sie trotzig zur Antwort.

„Kanaille!“ murmelte er zwischen den Zähnen, und ohne ein weiteres Wort kehrte er in sein Zimmer zurück, packte seine Sachen zusammen und verließ das Haus noch in derselben Stunde. Er konnte sich nicht entschließen, die Briefe seiner Braut in dem Raum, wo ihm die Luft wie verpestet schien, auch nur aufzumachen.

Im Wirtshaus war das kleine Dachkammerchen grade wieder leer, wo er zuerst gewohnt. Das schien ihm jetzt ein Paradies, wo er die Liebesworte, die sehnstüchtigen Worte der armen, so schmählich sich betrogen glaubenden Armgard las. Die Briefe trugen alle das Datum vom vergangenen Jahr, Klagen über sein Schweigen, ob er sie



Graf Zeppelin über dem brandgeschädigten Donaueschingen.

denn ganz vergessen, dann wieder Angst um ihn, ob er denn krank sei? Und da auch, er bemerkte es jetzt erst: ein schwarz geränderter Brief; erschrocken ließ er die anderen liegen. . . ach die arme Armgard. . . und in solcher Trauer und Not hatte er ihr nicht einmal beistehen können. Wieder ballte er die Faust in Gedanken an die Missetäterin, die all das verschuldet; er bereute, das Versprechen gegeben zu haben, sie nicht zu verklagen: sie gehörte eigentlich doch empfindlich bestraft; Armgard's Mutter war am Schlaganfall rasch gestorben. . . was sie nun anfangen wollte, wußte sie noch nicht. Er sollte ihr doch nur aus Erbarmen und alter Freundschaft raten, was tun? und nur noch ein einzig Mal antworten.

Das war nach dem Datum der letzte Brief: auch schon über ein Jahr alt. Wie ein Blitz schoß ihm der Gedanke durch den Kopf: ob sie nun am Ende doch den Köhlewirt geheiratet habe. Aber nein, das konnte nicht sein, denn der wohnte im Dorf, da wäre ihr auch unter verändertem Namen sein diesjähriger Neujahrsbrief, der als unbestellbar zurückgekommen, doch zurückgekommen, doch zurückgekommen worden. Gleich morgen wollte er sich Urlaub erbitten, um selbst nach ihrem Heimatdort zu reisen, und zu erkunden, wo er sie finden könne. Aber trotzdem ihm sein edler Gönner gern den Wunsch erfüllt hätte, unter den jetzigen Umständen war es ganz unmöglich, ihm auch nur einen einzigen freien Tag zu gewähren: einige der Monteur waren nach auswärts geschickt, ein anderer krank, und jetzt, wo es galt, die Zeppelinschen Motoren so rasch und so genau und gut, wie nur irgend möglich, wieder in Stand zu setzen, konnte man ihn grade am allerwenigsten entbehren. Doch gab ihm Herr Karstens den guten Rat, er solle an das Bürgermeisteramt des Heimatdorfes seiner Braut schreiben und von dort Erkundigungen einziehen nach dem Verbleib der Armgard Daniele. Heiner befolgte den Rat allsogleich, aber die Antwort, die er bekam, hieß nur: „Sie sei in Dienst nach auswärts verzogen, wohin? könne nicht angegeben werden.“

So blieb dem armen Heiner, um nicht vor Kummer in Verzweiflung zu geraten, nichts übrig, als sich wieder rastlos seiner Arbeit hinzugeben und dem Schicksal zu vertrauen, daß er doch noch einmal seine Armgard wiederfinden würde; war es ihm doch schon ein Hoffnungszeichen, daß sie den Köhlewirt nicht geheiratet hatte.

Es wurde nun in den Daimlerwerken an den neuen Motoren für das zu baldiger Fahrt neu herzustellende Luftschiff Modell Z. gearbeitet. Heiner wurde dann auch beauftragt, die fertigen nach

Manzell zu transportieren und dort einen der Monteur, der krank geworden war, eine Zeit lang zu ersetzen, so daß er in der letzten Woche des Oktober auch die Prinz-Heinrich-Fahrt mitmachen, und den unermeßlichen Jubel von oben miterleben durfte, der aus all den Städten und Dörfern zu ihnen heraufstürzte. Von Friedrichshafen aus ging der Flug über Marzdorf, Heiligenberg, dann dem Seeufer entlang, und nach Westen bis über Schaffhausen und Singen, und im Rückweg aber über das Freude jauchzende Konstanz. Für Heiner wurde dies eine Erinnerung für's Leben, ihm war, als ob er den Himmel durchflogen hätte; doch hatte er dabei den ihm anvertrauten Motor keinen Augenblick außer Acht gelassen.

So konnte er auch das beste Zeugnis zurück nach Untertürkheim bringen, als einige Tage später der krank gewesene Monteur sich wieder zur Stelle meldete.

Gerade war Heiner im Kontor seines Direktors, um ausführlich von der denkwürdigen Fahrt zu erzählen, als sein alter Oberst eintrat und sich freute, auch noch etwas von dem Bericht zu hören. Der Oberst wohnte, seitdem er seinen Abschied genommen, in Stuttgart, in der Nähe seiner Tochter, und besuchte nun auch, mit stets wachsendem Interesse an dessen Tätigkeit, den Schwiegerohn in der Fabrik. So gerade auch heute.

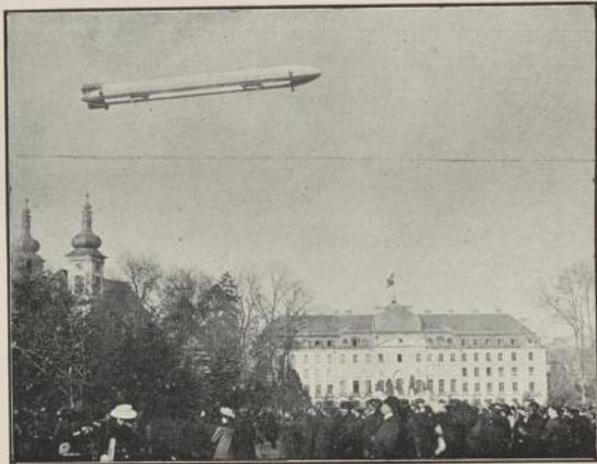
Als Heinrich den Bericht beendet, gratulierte ihm der alte Herr herzlich und meinte scherzend: „Nun, wer solches Avancement in der Monteur- und nun auch in der Luftschiff-Karriere gemacht hat, der hat doch wohl das Recht, bald ganz in den Himmel zu fliegen, das heißt: in den Ehestandshimmel und sein schönes Schwarzwaldlieb heimzuholen. Wann wird denn Hochzeit gefeiert? Dazu Heiner, hör er wohl, erbitte ich mir aber auch eine Einladung!“

Heiner wurde blutrot und schwieg. Karstens, aufmerksam geworden, fragte rasch: „Ja so, mein lieber Heiner, wie steht es denn? Haben Sie damals durch den Bürgermeister die gewünschte Auskunft über Ihre Braut bekommen?“

Heiner schüttelte wehmütig den Kopf: „Nein, Herr Kommerzienrat, damit ich's aus; der Bürgermeister weiß auch nit, wohin sie verzogen ist.“

„Ja, was soll denn das heißen?“ fragte der Oberst teilnehmend, und Heiner mußte erzählen, wie und warum er mit seiner Armgard auseinander gekommen.

„So, Armgard hieß sie?“ fragte der alte Herr wieder. „Armgard Daniele,“ erwiderte Heiner feutzend, „ihr Vater war Schloffer im Hochdorf, ist aber schon seit meiner Militärzeit tot.“



Der deutsche Kronprinz mit Graf Zeppelin über Schloss Donaueschingen.

„Ja, ja, ich erinnere mich, Sie hatten damals Urlaub, um zum Begräbnis zu gehen. Sie tun mir wirklich leid, wenn das Verhältnis mit dem netten Schwarzwaldmädel — Sie zeigten mir ja damals die Photographie — so enden mußte.“

Als Heiner aus der Tür war, sprach der Oberst aber ganz aufgeregt vor sich hin: „Das ist ja eine ganz infame Geschichte, der arme Kerl, er dauert mich, er hing so treu an dem Mädel. Ich mein aber doch, da müßte man etwas erfahren können!“ Damit ging er an den Pult seines Schwiegerjohnes, wo dieser schon wieder an seiner Arbeit war. Er erbat sich einen Bogen Papier, notierte sich die erfragten Namen und sagte: „Da will ich denn doch einmal sehen, ob ich nichts weiter herausbringen kann; das ist gerade ein Geschäftchen für so einen alten Pensionär wie ich, der doch sonst nichts weiter zu tun hat. Ich weiß schon, wie ich's anfangen werde: Ich habe dort in der Nähe ein paar alte Kameraden bei den Militärvereinen, da wende ich mich an einen nach dem andern, bis ich einen Fingerzeig habe. Aber wir wollen dem guten Burschen noch weiter keine Hoffnung machen und nichts davon sagen, denn wer weiß, ob das Mädel seiner wert und nicht doch an derwärts gebunden ist.“

Es war November geworden und die Nachricht ging um, daß Zepelin mit seinem Luftschiff dem deutschen Kaiser, wenn er von den Jagden aus Oesterreich zurückkehre und beim Fürsten von Fürstenberg in Donaueschingen als Gast einkehre, entgegen fliegen wolle. Heiner erwartete schon für diese Fahrt wieder nach Manzell gerufen zu werden, halb und halb hatte ihm auch Herr Karstens Hoffnung darauf gemacht, wenn Erjas für einen Monteur von dort verlangt würde. Als er daher eines Abends sehr früh für den andern Morgen auf das Kontor zu seinem Direktor bestellt wurde, glaubte er zuversichtlich, daß es die Ueberseidung nach Manzell bedeute. Da aber wurde er enttäuscht, denn es war im Gegenteil ganz anderer Dienst, mehr eine Gefälligkeit, die von ihm verlangt wurde: er sollte einmal wieder Chauffeurdienste tun, und zwar bei seinem alten Herrn Oberst. Das war dem Heiner nun doch kein Opfer, sondern eine wahre Freude. Der Oberst wollte gern die Zusammenkunft von Kaiser und Zepelin dort in Donaueschingen mit erleben, und, da er Mitglied des Komitees für die Abgebrannten war, auch wieder neue Spenden für die Bedürftigen überbringen. Auch seine Tochter, die liebliche junge Frau Karstens, begleitete ihn.

Es war eine schöne Fahrt, über Gutingen, Orb, den jungen Neckar hinauf, dann über die altertümlichen Städte Oberndorf und Rottweil. Von dort ging es nach Willingen hinüber ins Badische. Und endlich kamen sie in die vom Brand so schwer heimgesuchte Stadt, wo die Donauquelle im Marmorbasin des fürstlichen Schlossparks silberklar entspringt. Es war derselbe orkanartige Sturm gewesen, der am 5. August hier wie in Scherdingen das Unglück zu einem so vernichtenden gemacht hatte. Hier aber auch wie dort hatte allgemeine, großartige Wohltätigkeit unendlich viel geleistet.

Schon waren einzelne Häuserreihen wieder aufgebaut, die Trümmerstätten geordnet; aber noch waren die meisten Abgebrannten in den Zelten, den Bahnhofbaracken oder im Schlosse untergebracht. Die fürstliche Familie hatte unendlich viel Gutes getan und so war schon wieder frohere und zuversichtlichere Stimmung eingetreten, auch der zu erwartende Kaiserbesuch brachte neues Leben.

Frau Karstens hatte sich vorgenommen, wie Heiner nun erfuhr, eine der Obdachlosen zu entführen; sie brauchte ein gutes Dienstmädchen, hatte darüber schon mit dem Hilfskomitee verhandelt, und jetzt galt es nur noch den Aufenthalt der Gärtnerfamilie Feidler ausfindig zu machen, bei der das Mädchen untergebracht war. Der Oberst betraute Heiner mit diesem Geschäft, nachdem sie im Gärtnhof abgestiegen waren. „Beim Amtmann oder Bürgermeister werde er es wohl erfahren können,“ meinte er. Allsogleich, nachdem Heiner sein Auto in die Garage gebracht, machte er sich auf den Weg. Die Auskunft hatte er auch bald: die ganze Familie Feidler wohnte noch in den Zelten. So begab er sich dorthin. „Die Gärtnersleute wären draußen bei ihren Treibhäusern,“ hieß es da. Man wies ihm den Weg dahin. Es war der in der Richtung nach Willingen, auf dem er mit dem Auto gekommen war, so fand er sich leicht zurecht. Wie er nun so dahinging, fiel ihm wieder ein, was er schon gleich immer im Sinn gehabt, als er von dieser Tour ins Badische geht: Nur noch etwas tiefer in den Schwarzwald hine n lag das Heimatdorf seiner Armgard; wenn er es doch einmal selbst versuchte, dort Erkundigungen einzuziehen. Ach, wenn er sie doch wiederfinden könnte; Sein Gehalt war nun schon ein sehr guter, eine nette Arbeiterwohnueg konnte er auch leicht mieten und eine hinreichende Summe zur ersten Einrichtung hatte er sich ja all die Jahre sparend gesammelt. Seufzend schaute er auf; er mußte nun bald da sein, wo der Garten liegen sollte. Nichtig, dort schaute hinter herbilich goldbraunem Geiräuch ein Lattengitter hervor.



Gerade auch schritt von dorthier ein junges Weib auf die Straße zu. Auf dem Kopf, den ein weißes Tuch beschattete, trug sie einen großen runden Korb von einer Fülle weißer Asten überragt; eben solche Blumen, die von beiden Seiten herausfahen, liest sie in der blaugewürfelten Schürze. Ein kleines Bürschlein, das wohl eben erst laufen gelernt, hing nachträppelnd an ihrem Rock, denn die andre Hand, die nicht die Schürze gerafft hielt, mußte, hoch erhoben, den schweren Weidenkorb unterstützen. Das war wohl die Gärtnersfrau, bei der er das Dienstmädchen aussuchen und ins Hotel zu Frau Karstens geleiten sollte.

Er beschleunigte seine Schritte, um die junge Frau anzuhalten, die sich, ohne ihn bemerkt zu haben, nach der andern Seite zuwandte. Im Näherkommen aber beschlich ihn ein seltsam Gefühl, war konnte er nur die untere Gesichtshälfte der Frau sehen, doch eine Ähnlichkeit... Unsinn!... Das kam nur, weil er hier in der Nähe des hohen Schwarzwalds immer an seine verlorene Braut denken mußte. Da hatte er sie eingeholt: „Ach bitte, Frau, können Sie...“

Weiter kam er nicht, sie hatte sich ihm zugewandt, da zuckte sie zusammen, die Arme, die Korb und Schürze hielten, ließen los und sanken kraftlos herab, so daß die weißen Blumen wie ein Regen um sie herum auf den Boden und auf des Kindes blonden Lockenkopf fielen.

„Heiner!“ kam es in jubelndem Ausruf von ihren Lippen. Dann aber erblaßte sie plötzlich und tat einen Schritt zurück.

Auch er hatte ihren Namen in überraschter, herzinniger Freude ausgesprochen: „Armgard, o Armgard!“ Sie war gefunden, er hatte sie wieder... Da rief das Kind an ihrer Seite: „Amma, Amma,

sie wieder und wandte sich trotzig ab, befand sich aber, um die Blumen aufzusammeln; plötzlich hob sie das Haupt, Tränen standen ihr in den Augen, als sie langsam sagte: „Wer selbst ungetreu ist, muß nit d'Schuld auf d'Andre schiebe. I weiß ja wohl, wie's mit Dir steht, un i hab Deim Glück au nit weiter im Weg sein wolle, als sie mir des g'schriebe hen von fellere Reiche, bei der Du g'wohnt hast un zur Frau nimmst oder scho gnomme hast!“

Jetzt wurde ihm alles klar; also so weit hatte diese Paula ihr niederträchtiges Spiel getrieben, selbst verleumderische Briefe zu schreiben. Aber



Seine Majestät der Kaiser und die Fürstlich Fürstenbergische Familie mit Graf Zeppelin vor dem Schloß zu Donaueschingen.

Bumele!“ sich nach den gefallenen Blüten bückend. Gestalt überließ es ihn; sie wohl war diese Frau Feidler, bei der er nach dem Mädchen fragen sollte.

Einen Augenblick standen sie sich so wortlos und erwartungsvoll gegenüber, dann fragte er tonlos: „Frau Feidler?“

Da hob sie den Daumen und zeigte über ihre Schulter nach dem Garten. „Dort ist sie noch im Treibhaus!“

„O Armgard, Armgard, Du bist nit verheiratet! des ist nit Deins?“ kam es in triumphierendem Ton von seinen Lippen, indem er auf das Kind deutete. Da sah sie ihn mit großen Augen starr an, dann aber lachte sie hell auf: „I, Frau Feidler? Un so ebbes heist du deitt!“ dann schwieg

lah sie! sein Zorn war verfliegen im Jubelrausch des Wiederfindens. Er umschlang Armgard so stürmisch, daß die wiederaufgelesenen Blumen abermals zur Erde fielen und jauchzte: „Du bist nit verheiratet und i bin nit verheiratet, und jetzt heirate halt mir zwei enander doch! Armgard, hast denn Du so was von mir glaube könne!“

Da standen sie nun Hand in Hand, sich glückstrahlend in die Augen sehend, denn es bedurfte nur weniger Worte, um die ganze Verwirrung zu lösen, die eine böswillige Nebenbuhlerin angerichtet hatte.

Das Kind gemahnte sie an die Gegenwart, denn es fing ungeduldig an zu schreien. Armgard nahm es auf den Arm. „I bring's zu seiner Mutter,“ sagte sie.

Jetzt erst wieder fiel ihm sein Auftrag ein:
„I hab ebbes auszurichte bei de Gärtnersleut
Feidler, ich des hier!“

Sie nickte: „O des isch e Zufall! O des Glück!“
„Dort isch e Mädle, wo e Schtell ang'nomme hat
bei unsrer Frau Direk...“ Weiter kam er nicht:
„Herrgott, des bisch am End Du?“

„Bei Frau Karstens?“ fragte sie, ihn erwartungsvoll anblickend und nickte.

„Ja, ja, bei Frau Karstens!“ rief er lachend,
„o das hat mein alter Oberscht, mei guter alter
Herr zu Schtand gebracht.“

Eine Stunde später standen die zwei Glücklichen
vor diesem alten guten Oberst, der sich vergnügt
den weißen Schnurrbart strich, während der schö-
nen, jungen Frau Karstens, seiner Tochter, Tränen
der Rührung in den Augen standen. „Ich bin un-
schuldig an dem Zufall, erklärte schmunzelnd der
Oberst, „das hat der militärische Schutzgeist zu
Stande gebracht, es ist doch gut, daß wir einen
Militärverein haben!“

Und einen Tag später standen die zwei wieder
Hand in Hand, diesmal aber im Schloßpark, mitten
unter einer gedrängten Menschenmenge, aber sie
schauten sich nicht wie gestern einander in die Au-
gen, denn ihrer Beider Augenpaare waren gegen
den blauen Himmel erhoben, wo das Zeppelin-
Luftschiff über dem Schlosse schwebte und aus dem
eben der Kaiserjohn einen Brief an seinen könig-
lichen Vater hinunter warf, und ihre Blicke senkten
sich dann auch zum Balkon, wo der Kaiser selbst
inmitten der fürstlichen Familie in freudiger Er-
regung dem wunderbaren Erfolg des greisen Erfin-
ders jubelte und dankte. War es doch die eigen-
tümlichste Huldigung, die je einem Herrscher ge-
bracht worden war.

Auch nicht viele Liebesworte hatten die zwei
sich in dieser Stunde ins Ohr geflüstert, „Goch“ und
„Hurra“ war auch von ihnen immer mit in den
tausendstimmigen Chor erklungen.

Nachher aber, als das Luftschiff, nach Süden
steuernd, über den Herbstbäumen verschwunden
war, da flüsterte seiner seiner Armgard ins Ohr:
„I hatt g'hofft g'habt, da obe mitfahre zu dürfe,
un i war ersät recht unglücklich, daß nix draus
g'worde isch, jetzt aber könnt mer mir sage, i sollt
mit bis in den Himmel nauf fahre, so glückli, wie
i hier auf der Erd bei Dir bin, könnt i dort doch
nit sein.“

Da nickte auch sie bejahend, fügte aber bei:
„Un i bin doch schtolz do drauf, daß i en Mann
krieg, wo mit an dene Motore von dem Luftschiff
gearbeitet hot.“

Eingefandt von Kamerad N. aus Redargemünd.

Mehrere Schützen hatten das Preißeischießen
eines benachbarten Schützenvereins besucht. Als
spät Abends die Zeit zur Abfahrt herankam,
drängte sich Alles zum Fahrartenschalter der klei-
nen Bahnstation. Ein Schützenbruder, der durch
das viele Schießen, sowie durch das in vorzüglicher
Qualität dargebotene „Schützenblut“ (eine Wein-
marke) etwas sehr ermüdet war, lehnte sich an den
Kartenschalter an und träumte wohl von den in
fröhlicher Schützengesellschaft verlebten letzten
Stunden. Als der Schalterbeamte ihn endlich
fragte, „was wünschen Sie mein Herr,“ schlug der
gute Schützenbruder ganz erstaunt die ermüdeten
Augen auf und erwiderte treuherzig „ein Schotle“.

Zum 18. Januar 1871.

Von Kamerad Johann Kunzmann, Ober-
postschaffner in Karlsruhe.

Vom Königsschloß in welschen Landen
Erlönte einst die Kunde her:

„Heil uns! das Reich ist neu entstanden
Mit Blut erkämpft, vom deutschen Heer!“

Im Saal, vor stolzem Königsthronen,
Ward uns der Siegespreis zuteil,
Untönt vom Donner der Kanone
Erschallt der Ruf: Dem Kaiser Heil!

Er stand in unseres Heeres Mitten,
Der uns zu Kampf und Sieg geführt,
Für Deutschlands Ehre hat gestritten,
Ihm unseres Herzens Dank gebührt.

Da flatterten ringsum die Fahnen
Vom ganzen Deutschland, fest geeint;
Er öffnete uns neue Bahnen,
Wo glänzend Deutschlands Stern erscheint.

Kanzler und Feldherr ihm zur Seite
Vereinten Weisheit, Kraft und Mut;
So ward nach hartem, schweren Streite
Das langersehnte Reich zur Tat.

Was lang in Ohnmacht lag begraben,
Des deutschen Reiches Ruhm und Macht,
Im neuen Glanze strahlt erhaben
Germanias Bild aus dunkler Nacht.

Gewonnen sind die deutschen Lande,
Die fremde Tücke einst geraubt;
Geeint vom Fels zum Meeresstrande
Ganz Deutschland unter einem Haupt.

Und wollen dunkle Wolken drohen
Und Feinde rings von Ost und West,
Wir schauen auf zu Gott, dem hohen,
Der seine Deutschen nicht verläßt.

Wir trauten unseres Armes Stärke,
Der einst die Feinde niederzwang;
Der uns geführt zum großen Werke
Auf blut'ger Kämpfe ernstem Gang.

Die Herzen sollen drum entsammen,
Der Ruf ertönen donnergleich:
„Wir stehen fest und treu zusammen
Für Deutschlands Kaiser, deutsches Reich!“

Der deutsche Kriegsmann.

Der von 1866 und 1870/71 wohlbekannte preu-
ßische General v. Franseck gab bei einer feierlichen
Gelegenheit folgende Schilderung eines Soldaten,
wie er sein soll:

Im Denken besonnen und klar,
Im Reden offen und wahr,
Im Wollen nur edel und recht,
Im Handeln stets fest und gerecht,
Im Kampfe das Kühnste stets wagend,
In Gefahren niemals verzagend,
Dem wehrhaften Gegner ein schrecklicher Feind,
Dem wunden und frankten ein helfender Freund,
Sonder Hochmut und Prahlen im Glück,
Ungebeugt im Mißgeschick,
Vor Menschen ohne Furcht und Scheu,
Vor Gott voll Ehrfurcht und Treu;
So — ich sag' es so laut ich kann —
Denk' ich und wünsch' ich den deutschen Krieges-
mann.

Aus der Parole Nr. 95 vom 29.11.1908.